



Judith Klesinski

Bauliche Anlagen und Innenraumgestaltung des Bamberger Doms

Heinrich II. war der letzte Herrscher der Ottonen-Dynastie. Mit seinem Tod endete für die Kaiser die absolute Herrschaft über Reich und Kirche (Moser 2000, 14). Seine Zeit fiel zusammen mit dem Ende der Vorromanik an der Schwelle zur Romanik. Einfache, pure Baukörper, sparsamer Bauschmuck und der halbkreisförmige Bogen waren bestimmende Elemente ottonischer Architektur. Die Mächtigkeit der Kubatur und – transformiert – die Macht von Kirche und Regent waren dem Besucher in einem solchen Sakralbau allgegenwärtig.

Die Raumkomposition – Das Langhaus

Das Langhaus des Heinrichsdoms war ebenso wie heute eine dreischiffige Basilika. Diese Bauform stammt aus der römischen Antike und war in ihrem ursprünglichen Zweck eine Markthalle. Auch der Dom war mit seiner Gesamtlänge von 75 m dafür konzipiert, dass sich eine große Anzahl von Menschen versammeln konnte (Abb. 1). Die Form der Basilika war die bevorzugte Wahl für solche Großbauten.

Die lichte Breite des Langhauses betrug

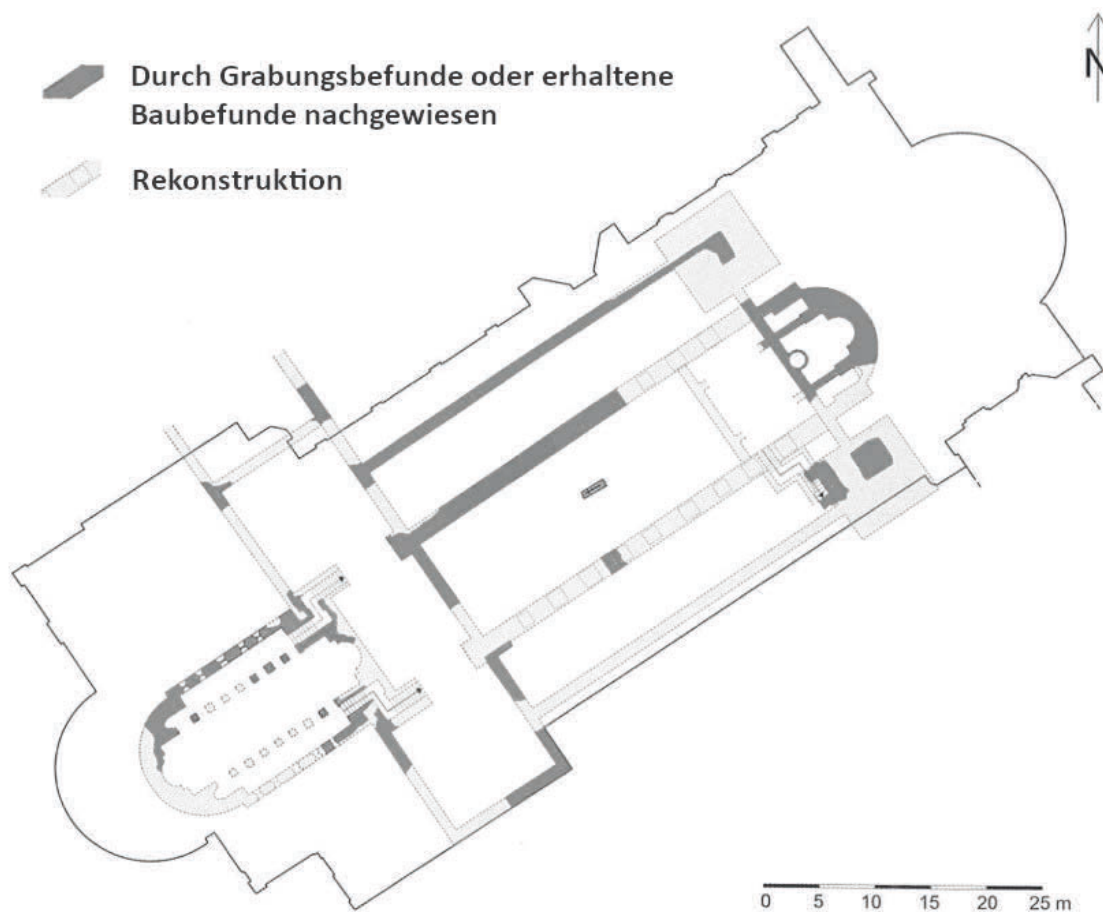


Abb. 1 Heinrichsdom, Gesamtbefundplan; Umrisslinie des heutigen Doms (nach Pfaffenberger 2015, 642 Abb. 887).

25 m, die des Mittelschiffes 10 m. Das über die Seitenschiffe in der Höhe hinausragende Mittelschiff wurde von rundbogigen Arkadenreihen getragen, die vermutlich in dreimaliger Folge aus einem Pfeiler, zwei Säulen und wieder einem Pfeiler – dem sogenannten (nieder-)sächsischen Stützenwechsel – gebildet wurden. Dies wird aufgrund unterschiedlich großer, quadratischer Fundamentplatten angenommen, insbesondere in der nördlichen Arkadenreihe, bei der sie zu einem Großteil erhalten geblieben waren. Darüber hinaus spricht gegen eine reine Pfeilerbasilika ein Stück einer Säulentrommel von 1 m Durchmesser, die in einem jüngeren Fundament vermauert gefunden wurde (Pfaffenberger 2015, 653f.). Eine Analogie zu diesem Stützenwechsel bietet der Dom in Hildesheim, bei dem auch die Größenverhältnisse vergleichbar sind: die Gesamtlänge des Baus beträgt 77 m, die Mittelschiffsbreite 12 m und die Scheidwände weisen ebenfalls neun Arkadenbögen auf. Natürlich kann auch die jüngere berühmte Kirche St. Michaelis in Hildesheim genannt werden, die aber erst 1022 eine erste Teilweihe erhalten hatte und wohl zum Zeitpunkt des Auftrags für den Bau des Heinrichsdoms noch nicht fertiggestellt war. Beachtenswert ist, dass Heinrich II. in Hildesheim die dortige, reichsweit bedeutende Domschule besucht hatte und vom Dom seit seiner Kindheit nachvollziehbar geprägt und beeinflusst worden sein könnte. Ob ein Gesims die Arkadenzone von der darüber liegenden Wand abgrenzte, konnte nicht nachgewiesen werden, ist aber gut möglich: unter den steinernen

Fragmenten, die aus dem Schutt geborgen wurden, sind einige zu einem Gesims passende Teile.

Die aufsteigende Wandgestaltung darf man sich als eindrucksvolle Bilderwelt mit damals allgemeinverständlichem Programm vorstellen (dazu siehe Beitrag Niklaus, Wandputzfragmente). Darüber liegende sogenannte Obergadenfenster mit romanischen Rundbögen belichteten das Innere des Doms und inszenierten die belebten, romanischen Motive. Ein vergleichbarer Raumeindruck in solch einer Dimension bietet sich dem Besucher im unweit gelegenen Münster von Münchsteinach und was die Bildausstattung betrifft in der Kirche St. Georg/Oberzell auf der Insel Reichenau im Bodensee.

Dass auch die Außenwände der Seitenschiffe über eine Reihe von Rundbogenfenstern verfügten, darf zu Recht vermutet werden. Sehen wir doch in der Bamberger Jakobskirche eine kleinere Version des Heinrichsdoms und können diesen dort als Vorbild voraussetzen (Pfaffenberger 2015, 639). Hoch angesetzte Fenster mit schräger Sohlbank bringen hier Licht in die seitlichen Fluchten.

Die Arkadenreihen und eine flache Holzdecke lenkten den Blick nach Westen auf einen großen, rahmenden Triumphbogen.

Das Querhaus

Das Vierungsquadrat, die Schnittfläche des rechteckigen Querhauses mit dem Mittelschiff, dupliziert sich nach rechts und links. Das gesamte Querhaus hat eine lichte Weite von 10,50 m und ist 36

m breit. Es zeigt keinerlei nachweisbare weitere Gliederung, weder Gurtbögen noch Emporen, Apsiden oder Nischen. In Zweifel steht, ob die Vierung mit Blick in die Querhausarme nicht wie im Osten und Westen auch von Triumphbögen gerahmt wurde. Die eine Spannmauer im Fundament zwischen den letzten Pfeilern der Arkadenreihen aus dem Langhaus, nicht aber in deren Verlängerungen erhalten (Sage 1976, 95). Ein Querhausriegel hätte klassischerweise durchgehend dieselbe Höhe wie das Langhaus, vgl. Alt-St. Peter. Aus der geringeren Mauerstärke der Querhausarme, ersichtlich aufgrund eines original erhaltenen, aufgehenden Mauerbestands an der Gertrudenskapelle, zweischalig und nur 60 bis 65 cm stark, kann aber eine Traufhöhe von nur 7,50 m angenommen werden. Damit wären die Flügel vermutlich eher an das Langhaus angeschoben worden, als dass ein Querhaus durchgeschoben worden wäre (Pfaffenberger 2015, 649). Für die Vierung bedeutet das, dass möglicherweise angesetzte Schwibbögen den räumlichen Höhensprung vom niedrigeren Flügel zum höheren Vierungsquadrat vermittelt haben könnten. Dieses in der Ecke der heutigen Gertrudenskapelle originale Mauerwerk des Westquerhauses des Heinrichsdoms lässt zum einen aufgrund von Resten auf einen Außenputz des gesamten Domes schließen, zum anderen aber auch auf einen innenseitigen, sorgfältigen Mörtelverstrich. Dieser Mörtel wurde plastisch zu harmonischen Bandfugen geformt, um unregelmäßig behauene Kleinquader zu kaschieren (Pfaffenberger 2015, 648f.).

Funktional verband das Querhaus durch einen Verbindungsgang die im Norden angrenzenden Pfalzbauten und das Domkloster im Süden (Pfaffenberger 2015, 650f.). Ein weiterer Triumphbogen im Westen der Vierung bildete das Tor zum Peterschor. In der Anlage eines Westchores selbst wie darüber hinaus auch mit seinem Patrozinium St. Peter (Roms Stadtheiliger) wird Heinrichs II. Nähe zu Rom erkennbar.

Die Chöre

Der Heinrichsdom war eine Doppelchoranlage. Der Westchor als breiterer Hauptchor ist dem hl. Petrus, der Ostchor dem hl. Georg gewidmet. Unter den Ottonen gab es bereits eindrucksvolle Vorbilder wie den Augsburger Dom, ebenfalls mit einem Westquerhaus (errichtet 994–1006).

Die unter dem Westchor liegende Krypta weist im archäologischen Befund so hoch gelegene Fenster auf (Sage 1974, 94), dass ein Chorboden rekonstruiert werden konnte, der um ca. 2,0 m höher lag als das Bodenniveau in Lang- und Querhaus (Pfaffenberger 2015, 647). Es darf darum von mindestens elf Stufen hoch zum Sanktuarium ausgegangen werden, die jeweils in zwei Treppenläufen parallel zu den Kryptaabgängen hochgeführt wurden. Dies zeigen die beiden Reste von Rampen als Stufenunterbau (Abb. 2). Anschauliche, zeitgenössische Beispiele für zwei Treppenläufe sind die Stiftskirche in Gandersheim und St. Servatius in Quedlinburg. Die tonnenüberwölbten Treppen hinunter in die Krypta haben in der Mitte des Querhauses begonnen, um die nötige



Abb. 2 Westkrypta mit Rampenresten der Choraufgangstreppe; Modell im Bamberger Dom (Foto J. Klesinski).

Höhendifferenz nach unten zu bewältigen. So benötigten auch die Chortreppen mindestens 2,5 m Lauflänge, um die Bodenhöhe des Chors zu erreichen.

Der Chor selbst war quadratisch mit eingezogener Apsis, wie aus dem ergrabenen Grundriss der Krypta geschlossen werden konnte. Wahrscheinlich wies die Apsis drei Rundbogenfenster auf und war mit farbigen Malereien ausgestattet. Sie war mit einer Viertelkugel überwölbt, während das Sanktuarium wohl flach gedeckt war (Pfaffenberger 2015, 647). Ein Beispiel dafür, wie auch zu den niedrigeren Querhausarmen, ist die Kirche Sainte Trophime in Eschau im Unterelsass. Ebenso erhöht, wenn auch geringer, war der Ostchor. Auch er lag

über einer Krypta, die hier allerdings von den Seitenschiffen her zugänglich war. Reste von abwärts führenden Stufen wurden im südlichen Seitenschiff gefunden. Dieser Chor musste ebenfalls über aufsteigende Treppen verfügt haben. Zur Lage kann in diesem Fall wegen einer Erweiterung nach Westen schon im 12. Jahrhundert keine Aussage mehr getroffen werden. Da sich Krypta wie Chor ins Mittelschiff einfügten, war der Georgenchor etwa einen Meter schmaler als der Peterschor und wegen der geringeren Raumhöhe der Krypta auch nicht so aufragend (Pfaffenberger 2015, 656f.).

Aus der Anlage der Krypta wurde gefolgert, dass der Ostchor weit ins Mittel-

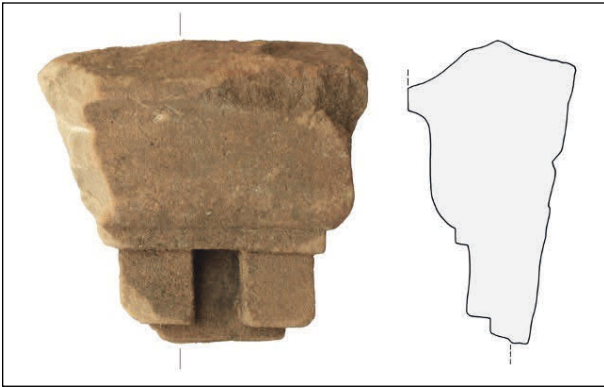
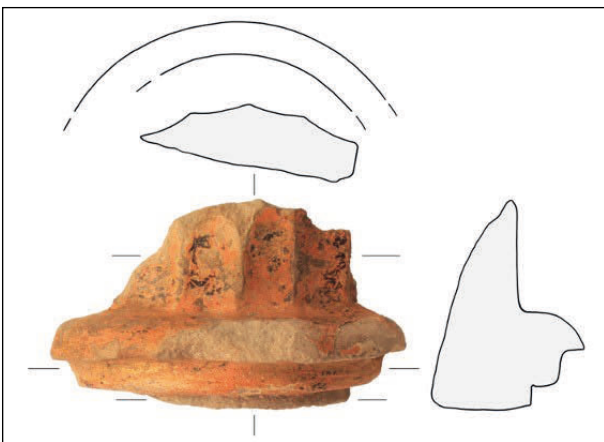


Abb. 3 und 4 Fragment eines Zahnfrieses (oben), Naturstein, 18 x 16,4 cm und vergoldetes Säulenfragment (unten), 15 x 9 cm; Inv.-Nr. HV 2086 und 57448-4 (Foto/ Montage N. Lohwasser).



schaft ausgriff und mit einer eingezogenen halbrunden Apsis wie im Westchor abschloss. Eine Verbindung zu den flankierenden Osttürmen wird mittlerweile bezweifelt. Aus der Lage der Turm- und Chorfundamente wird sogar vermutet, dass die Türme um 2,50 m abgerückt vom Chorbau standen und nur über die Seitenschiffe Kontakt zum Kirchenkorpus hatten (Pfaffenberger 2015, 658f.). Auch sein Sanktuarium war flach gedeckt und seine Apsis mit einer Viertelkugel eingewölbt.

Säulen und Kapitele

Ein wichtiger Bauschmuck waren in der Romanik die Kapitele der Säulen. Für die Vorromanik ist allerdings nicht mit ausdrucksvollen Masken- oder Adlerkapi-

tellen, Fabelwesen oder virtuoson Flechtbandkompositionen zu rechnen. Kelchförmige Kapitellkerne, sogenannte *Kalathoi*, hätten auch Stuckzier tragen können. Nachgewiesen werden konnten sie nicht. Ohne archäologische Evidenz waren es wohl eher die einfachen, schlicht glatten oder bemalten Würfelkapitelle, vielleicht mit Schild, Kämpferblock und rechteckiger Kämpferplatte wie z. B. in der Wolfgangskrypta in St. Emmeran in Regensburg (Bauphase 980/1000 unter Abt Ramwold), über denen die Arkadenbögen aufstiegen.

Ein kleiner Fund könnte aber auch eine andere Geschichte erzählen: ein Steinstück eines Zahnschnitts (Abb. 3). Vielleicht waren besondere Bauleute am Werk, die aus mediterranen Gebieten jenseits der Alpen stammten und solch lang tradierte, antike Formen noch einmal zum Einsatz brachten. Vielleicht weist das Stück aber auch in eine andere Zeit – in die karolingische Renaissance –, in welcher antike Zitate wie dieser Fries häufig verwendet wurden, z. B. an Säulenkapitellen im Westwerk von Corvey (DE-NW) aus dem 9. Jahrhundert. Somit könnte das Stück vielleicht noch aus der Burgkapelle stammen und dort ein korinthisierendes Kapitell gekrönt haben.

Ein Fragment eines kleinen Naturstein-Säulchens oder Halbsäulchens (Abb. 4) mit ca. 12 cm Durchmesser, einer kannelierten Oberflächenbearbeitung und mit Vergoldungsresten auf einer roten Haftschrift, dem so genannten Bolus, aufgebracht, ruft das Bild der Chorschranke in der Michaeliskirche in Hildesheim wach. Kunstvoll gearbeitete,

kleine Säulen in ursprünglich leuchtenden, üppigen Farben bilden dort eine kleine Arkadenreihe auf einem virtuosens Bandlerief, der Brüstung dieser Chorschrankenwand. Wenn es auch sonst keine Hinweise im Fundament oder aufgehenden Mauerwerk auf eine solche Chorschranke mehr gibt, rückt sie durch diesen Fund und der zeitlich nahen Analogie in Hildesheim doch in den Bereich des Möglichen.

Ebenso könnte dieses Fragment als Halbsäule zu einem Relief gehört haben, vielleicht einer Grabplatte, die in einer Wand eingelassen gewesen war. Das Motiv einer solchen kannelierten, dorischen Säule ist wieder als antikes Zitat ungewöhnlich und wäre plausibel als Teil einer bildhaften Erzählung eines biblischen Geschehens innerhalb eines Reliefs generell.

Ein kleines, glattes Teil eines weiteren Säulchens oder eines Rundstabs und ein halbrundes Wulststück könnten möglicherweise als steinerne Einfassung eines Fensters gedeutet werden. Sie erinnern auch an ein Arkosolium, eine in der Wand eingelassene Grabanlage, in der ein Sarkophag in einer bogenförmig überspannten Nische eingestellt ist, wie im Kloster Eberbach im Rheingau, welches im unteren Bereich das Relief einer Arkadenreihe zeigt: ein in der Antike typologisches Motiv auf Sarkophagen.

Bauschmuck

Neben farbig gefassten und bemalten Bauteilen hat es auch die Möglichkeit gegeben, mit bunten Natursteinen zu gestalten. An heimischem Material fehl-

te es nicht. So konnte schon damals Jurakalkstein in Mittelfranken gewonnen, Sandsteine in gelb, grün, rot und weiß aus dem Maingebiet zwischen Aschaffenburg und Zeil sowie Muschelkalk und Basalt ohne lange Transportwege verwendet werden (Moser 2000, 31).

Unter den Funden der Domgrabung sind aber auch kleine Fragmente von marmornen Wandfliesen. Sie könnten Teile eines umlaufenden Lambris gewesen sein, der einen harmonischen Übergang zum Boden geschaffen hätte.

Zur besseren Haftung auf dem Mörtel waren die Stücke auf der Rückseite unregelmäßig geritzt. Sie waren durchwegs in hellen, cremeweißen Naturstein-Varietäten wie Alabaster, Kalkbrekzie und sogar weißem und grau geädertem Marmor gewählt.

Ein besonders akkurat gearbeitetes Dreieck (Abb. 5) ist vergleichbar mit den dreieckigen Plättchen, die Teile eines Bodens aus Opus sectile waren und im Schutt der verfüllten Krypten und in Gräbern gefunden wurden (siehe Beitrag Lohwasser, Schmuckfußboden). Heinrich II. hatte den Boden vermutlich mit zum Teil importierten Steinplättchen in Zweitverwendung legen lassen – die Mehrheit davon aus Mitteleuropa. Auch Quadrate und Rechtecke, Rund- und Segmentformen aus farbigem Marmor, grünem Porphyrt und dunklem Kalk sowie eine große Achteckplatte waren unter den Funden. Eine marmorne Kreisscheibe mit einem Durchmesser von 80 cm lag noch genau axial in originaler Position und auf damaligem Bodenniveau des Langhauses. So darf von Schmuckböden in Chor



Abb. 5 und 6 Dreieckige Wandfliese aus Kalkbrekzie (oben), 3,6 x 6,9 cm und ein Flechtbandornament (unten), 18,7 x 17 cm; Inv.-Nr.55519-12 und HV 2075 (Foto/ Montage N. Lohwasser).



und Langhaus ausgegangen werden (Pfaffenberger 2015, 659). Heinrich II. nahm mit der Wahl eines solchen Bodens in antiker Tradition Bezug auf die Pfalzkapelle Karls des Großen in Aachen (Pfaffenberger 2015, 665). Ein in dieser Weise ausgeführter, noch heute zu bewundernder Boden ist in der ehemaligen Benediktiner-Abteikirche in Pomposa (IT) zu sehen.

Weißer Stuckfragmente mit Oberflächen, die wie textile Gewandfalten oder Muster anmuten, deuten auf figürlichen Schmuck hin. Solche Stuckfiguren finden sich in St. Michaelis in Hildesheim auf der Chorschranke über den Säulen und auch großformatig in Santa Maria in Valle in Cividale (IT) (Durliat 1987, Abb. 745). Sie wären aber auch denkbar als Teile eines Stuckkapitells, wie es in der Ostkrypta an den Säulchen der Nische im Westen auf Achse des Domes gefunden wurde. Zeitlich könnten sie zu einer Ausstattung gehört haben, die der Vorliebe für Stuck des Bischofs Otto I. zugerechnet werden. Otto, Bischof von Bamberg von 1102 bis zu seinem Tod 1139, ließ den Heinrichsdom nach dem Brand von 1081 erneuern. Demnach wären die Stuckteile 100 Jahre später als zur ursprünglichen Errichtungszeit in den Dom gekommen. Keramische Gesimsteilchen als frühe Formsteine, die eigentlich typisch für Norddeutschland sind, beweisen die Anwesenheit kunsthandwerklich arbeitender Maurer in ausstattender Mission im Dom.

Abb. 7 (links) Grisaille-Fenster aus dem Kloster Eberbach, 1180, Museum Kloster Eberbach/ Eltville im Rheingau (Foto © Stiftung Kloster Eberbach, Abteimuseum, mit freundlicher Genehmigung).

Ein letzter spannender Fund ist ein Flechtbandornament aus Naturstein mit Resten roter Bemalung (Abb. 6). Es handelt sich um ein 18 cm breites Fragment ähnlich der optischen Erscheinung eines Fischgrätparketts, nur in plastischer Wölbung. Dazu findet sich eine Analogie in einem Kirchenfenster, ausgeführt in Grisaille-Malerei, aus der Kirche des Zisterzienserklosters Eberbach von 1180 (Abb. 7). Glasfenster wie auch architektonische Schmuckformen haben sich im ganzen Mittelalter an der Buchmalerei orientiert. Möglicherweise gibt es auch innerhalb dieses Mediums Analogien. Nimmt man an, das Fragment hatte eine ähnliche rahmenbildende Funktion wie im Glasfenster, könnte es einem steinernen Fenster- oder Portalgewände zugeordnet werden.

Ausstattung

Der Heinrichsdom hatte nachweislich acht Altäre, die man sich mit textilen Überwürfen, den sogenannten Antependien, von oft hoher Qualität aus Seide vorstellen muss. Ebenso gut könnte man in einem Dom dieses Ausmaßes ein Antependium mit vergoldeten Blechverkleidungen wie im Kloster Großcomburg (DE-BW) (1130–1140) annehmen oder gar das in Goldblech ausgeführte Pala d'Oro der Pfalzkapelle Aachen oder das Antependium aus dem Basler Münster aus der gleichen Werkstatt (1. Viertel 11. Jahrhundert). Geschmückt mit Kruzifixen und Kandelabern höchster Handwerkskunst boten die Altäre einen prächtigen Anblick. Aus zeitgenössischen, schriftlichen Quellen wissen wir aus anderen Kir-

chen von Wandbehängen in Querhaus und Seitenschiffen.

Wie im heutigen Dom eindrucksvoll schwebend, könnte man sich einen Radleuchter in der Form der letzten Originale aus dieser Zeit wie in Großcomburg oder Aachen vorstellen. Diese Radleuchter symbolisieren das himmlische Jerusalem mit seinen zwölf Türmen und waren unter Benutzung kostbarster Materialien wie Gold und Edelsteine gefertigt (Schütz/Müller 1989, 25).

Der Heinrichsdom mag in seiner Schwere mit dem ins Langhaus eingreifenden Ostchor auf den ersten Blick wuchtig wirken. Schließt man die Augen und lässt vor dem inneren Auge die Farben und Ornamente des Schmuckfußbodens vorbeiziehen, die helle Wandverkleidung, die mit Malereien übervolle Bilderzone des Mittelschiffs und die imposante Darstellung womöglich des segnenden Christus in der Mandorla in der erhöht thronenden Apsis, kann man die Faszination und Schönheit des Ortes erahnen.